

Ein Oma-Café in Köln: goldene Leuchter, lange Kuchentheke. Mittendrin: Peter Licht. Er ist mit dem Fahrrad gekommen, bestellt einen schwarzen Kaffee mit Torte und wirkt absolut nicht in Eile. Passt irgendwie. Auch dass er oft zwanzig Sekunden lang still überlegt, bevor er antwortet.

INTERVIEW: TOBIAS HABERL

SZ: Was passiert mit Ihnen, wenn Sie zu viel Zeit zum Nachdenken haben?

Peter Licht: Erst mal genieße ich es, wenn der Stecker gezogen ist, aber nur für ein paar Minuten, dann gerate ich in Panik, weil da nichts ist. In solchen Momenten kann eine schön finstere Kraft stecken. Dann denke ich darüber nach, was das Geld, von dem immer alle reden, mit unserer Seele macht, und was all die Menschen beschäftigt, denen ich begegne.

Belächeln Sie diese Menschen?

Schlimmer: Ich erkenne mich selbst in Ihnen.

Macht Sie das eher wütend oder melancholisch?

Als ich angefangen habe, Musik zu machen, war ich wütend, heute verspüre ich eher Hilflosigkeit. In mir steckt beides, Protest und Melancholie, obwohl der Unterschied gar nicht so groß ist. Auch Melancholie ist eine Form des Protests.

Inwiefern?

Der Melancholiker macht nicht mit, er ist im Off, raus aus dem Spiel. Es heißt, dass im engsten Kreis von Hitler und Stalin Melancholiker aussortiert wurden, weil sie nicht stabil genug waren. Auf einen Melancholiker kann man sich nicht verlassen. Er lässt sich nicht vereinnahmen, stützt kein System, hinterfragt alles, vor allem sich selbst, er ist wie gelähmt, aber irgendwie auch frei. Damit ist kein Staat zu machen.

Musik und Texte dagegen ziemlich gut. Ein Kritiker schrieb kürzlich, Ihre Konzerte seien Wellness für den Welt-schmerz.

Ich mache Musik, ich schreibe, ich kann nichts anderes. Ich habe mal ein paar Jahre in einer Kommunikationsagentur gearbeitet, aber das ist lange her.

Verzeihen Sie, aber das kann man sich überhaupt nicht vorstellen: Der Kapitalismuskritiker Peter Licht als fest angestellter Mitarbeiter in einem Büro.

Ja, mit Urlaubsantrag und so. Sie wissen ja, wie das ist: Die einen sagen den anderen, was sie zu tun haben, und die strecken ihre Kehlen hin. Ich bin sogar ein bisschen aufgestiegen, habe die obligatorische Gehaltserhöhung aber immer abgelehnt und mir das Geld in freien Tagen auszahlen lassen. Ich bin dann immer weiter aufgestiegen, bis ich irgendwann gar keinen Tag mehr gearbeitet habe. Irgendwie ging es aber dann nicht mehr weiter.

„Ich habe das geliebt: zur Arbeit kommen, in die Küche schlurfen, Kaffee machen.“

„Ich wüsste niemanden, der sich selbst gehörte“, heißt es in einem Ihrer Lieder, einem Protestsong gegen die Entfremdung und Verwertbarkeit des Menschen in der modernen Arbeitswelt. Sie müssen unter dieser Büroatmosphäre wahn-sinnig gelitten haben.

Gar nicht mal. Ich habe das geliebt: zur Arbeit kommen, in die Teeküche schlurfen, einen Kaffee machen. Bei den Leuten am Platz vorbeieiern und ein Schwätzchen halten. Dann am Computer sitzen. Die ganze Zeit läuft die Uhr und am Monatsende erscheint die Überweisung auf dem Konto. Ein Angestellter hat auch Vorteile, weil ihm innerhalb eines hierarchischen Systems wunderbare Rückzugsorte zur Verfügung stehen. Der fest angestellte Mitarbeiter ist gehalten, irgendwie geschützt. Als Künstler muss man ständig in seine Inneren hinabsteigen, wie ein Kobold, der irgendwelche Schätze nach oben bringt. Man ist sich ständig selbst ausgeliefert.

Warum sind Sie dann nicht in der Agentur geblieben?

Eines Tages musste ich nach Amerika. Persönliche Gründe. Würde jetzt zu weit führen, aber ich musste da hin. Und was sagt mein Chef? „Amerika? Nee, das geht jetzt nicht, im Moment ist zu viel los.“ Ich war vollkommen perplex, dass es da offensichtlich jemanden gibt, der mir verbieten kann, nach Amerika zu fahren. Das saß ganz lange ganz tief. Ein paar Monate später habe ich gekündigt, auch weil die erste Platte zunehmend Gestalt annahm.

Und nach Jahren der künstlerischen Arbeit: Fühlen Sie sich freier?

Schon, aber man sollte die Freiheit des Künstlertums nicht unterschätzen. Sie ist extrem, weil man total ungeschützt durch die Gegend prescht. Es fühlt sich prekär an, monatelang vor sich hinzuwursteln, ohne dass jemand auf einen wartet. Als ich noch im Büro gearbeitet habe, dachte ich: Wenn ich jetzt frei hätte, würde ich mit hochgeschlagenem Mantelkragen durch den Park laufen und Enten füttern. Genau das mache ich heute natürlich nicht.

Sondern?

Ich bin im Tiefflug unterwegs. Manchmal arbeite ich monatelang sehr viel, dann wieder wochenlang gar nichts. Dann klingelt morgens der Wecker, und da ist: nichts. Wenn man stabil ist, kann sich das super anfühlen, aber wehe, man hat keine Disziplin, dann kommt man schnell unter die Räder. Aber für das, was ich mache, ist diese Schutzlosigkeit wohl unerlässlich. Weil ich das kapitalistische System nur runterdeklinieren kann, wenn ich selbst von ihm in Mitleidenschaft gezogen werde. Ich muss mich auf diesem Kampfplatz befinden, um meine Texte und Lieder schreiben zu können. Man singt nicht vom Ende des Kapitalismus, wenn man Beamter ist.

Was meinen Sie mit Kampfplatz?

Für das, was ich mache, gibt es keinen Markt mehr. Einen Markt im Sinne von: Platte machen, Platte verkaufen, davon leben. Der Markt ist digitalisiert, das heißt umsonst, das heißt, Geldströme, oder besser: Geldbächlein werden an denen vorbeigeleitet, die den Sound machen, und fließen direkt aufs Konto von irgendwelchen Internet-Checkerfreunden.

Trotzdem haben Sie vor Kurzem erst das Live-Album „Lob der Realität“ veröffentlicht.

Das habe ich mit Crowdfunding finanziert. Das Wunderbare ist also, dass die Technologie, die einen enteignet, das Produkt ermöglicht, das eigentlich unmöglich ist. Yeah, die Geschichte geht aber noch weiter. Ich verdiene damit keinen einzigen Cent, von dem ich leben könnte. Am Ende ist es so: Willst du eine Platte machen, muss die Oma 20 000 Euro vorstrecken. Ist die Oma tot, gibt es keine Platte. Trotzdem finde ich Crowdfunding gut. Ich habe zum Beispiel angeboten, bei Leuten zu Hause im Wohnzimmer aufzutreten. Ich habe sozusagen mich gespendet, um Gaben zu erhalten.

Was kostet so ein Privatkonzert?

3000 Euro. Nicht ganz billig, aber ich hatte einen Pianisten dabei und brauchte das Geld für die neue Platte.

Wie oft wurden Sie gebucht?

Zweimal. Macht 6000 Euro. Einmal habe ich bei einem 40. Geburtstag in Dresden vor zehn Leuten im Wohnzimmer gespielt, in Socken, weil alle Gäste die Schuhe ausziehen mussten.

Was für Leute waren das?

Sympathische. Drei Kinder. Keine Hipster, freundlich und unaufgeregt. Sogar die Eltern des Geburtstagskinds waren da und hörten zu, mit Partytellern auf dem Schoß. Sie galten jahrelang als „das Phantom der deutschen Popmusik“. Es gab keine Fotos von Ihnen, bei Ihrem Auftritt in der Harald-Schmidt-Show wurden Sie nur bis zum Hals gefilmt, beim Bachmann-Wettbewerb lasen Sie mit dem Rücken zum Publikum. Warum?

Wenn man als Künstler in die Öffentlichkeit tritt, zerspringt die Persönlichkeit in zwei Teile. Auf einmal gibt es einen privaten und einen öffentlichen Teil. Mir war es immer wichtig, davon zu handeln, dass diese beiden Bereiche nicht deckungsgleich sind, dass dieses Pop-Ding eine soziale Skulptur ist, ein Projektionsschmaus. Sie sollen sogar hinter aufgespannten Leinentüchern aufgetreten sein.

Ich weiß, das stand mal in der FAZ, ist aber nie passiert. Gefällt mir aber sehr gut. Es entstehen kleine Mythen nach dem Motto:



PETER LICHT
ÜBER

WÜRDIGE

Was? Peter Licht tritt live auf? Dann kann es nur hinter aufgespannten Leinentüchern stattfinden. Die Wahrheit ist: Live sehe ich immer ganz normal auf der Bühne. Warum dann dieses Versteckspiel? Für mich war es kein Versteckspiel. Ich fand es nur ehrlicher, mich nicht zu zeigen,

Zur Person

Peter Licht begann seine Karriere als Musiker mit einem Missverständnis: 2001 entwickelte sich sein Lied „Sonendeck“ – vor allem in Berlin – zu einem erfolgreichen Sommerhit, obwohl es darin auch um den Tod geht. Seit mehr als 15 Jahren veröffentlicht er Musik und Texte. 2007 gewann er den Publikumspreis beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb, außerdem arbeitet er immer wieder für verschiedene Theater. Lichts großes Thema ist der Kapitalismus und seine Folgen für den einzelnen Menschen, was zu lustigen Liedtiteln führt wie „Begrabt mein iPhone an der Biegung des Flusses“. Sein neues Live-Album und aktuelles Buch heißen beide gleich: „Lob der Realität“. Licht lebt in Köln.

als mich hinstellen und zu rufen: Seht her, das bin ich, Peter Licht. Manchmal begegne ich Menschen, die mir erzählen: Hey Peter, dein Lied, das ist unser Lied. Das rührt mich, trotzdem hat ihr Gefühl nichts mit mir zu tun. Ich vertone weder mein Gesicht noch mein Leben noch mein Outfit. Wenn ich ein Lied rausgegeben habe, entfernt es sich von mir, dann bin ich nur noch als Projektion dabei.

Aber Künstler sind doch immer auch eitel. Wollten Sie nicht gesehen, erkannt, gefeiert werden?

Nein. Auf einmal war ich der Typ, der sich nicht zeigt. Mein Image war festgelegt, eine richtige Marke. Deswegen lasse ich das inzwischen sein. Ich habe mich locker gemacht.

Hat es funktioniert?

Nein. Auf einmal war ich der Typ, der sich nicht zeigt. Mein Image war festgelegt, eine richtige Marke. Deswegen lasse ich das inzwischen sein. Ich habe mich locker gemacht.

In Ihrem neuen Buch träumen Sie davon, „von der Finanz-Titte ausbezahlt, abtherapiert und abgestillt“ zu sein. Können Sie Ihre Kapitalismuskritik auf den Punkt bringen?

Dann braucht es ein großes Wort: die Würde des Menschen. Das kapitalistische Wirtschaftssystem ist ein Angriff auf diese Wür-

de. Der Mensch erfährt sich als verzichtet und austauschbar, das kränkt ihn, und das stört mich. Heute gibt es so viele Ansätze, diese Würde zu untergraben und den Menschen auf einen Marktteilnehmer zu degradieren, der bestimmte Aufgaben zu erfüllen hat, sich aber ansonsten verpissen soll.

Können Sie das konkreter erklären?

Leider finde ich kein Argument dagegen, warum die Digitalisierung nicht die nächste Inkarnationsstufe des Kapitalismus sein soll. Sie beschleunigt ihn und macht Entkernung des Menschen noch vollender. Okay, ich gebe Ihnen gerade ein Interview, aber stellen Sie sich vor, alle Menschen in diesem Café hören alles, was ich sage, alle sind dauernd online und kontrollieren sich gegenseitig.

Warum sollten sie das tun?

Weil die Geschichte der Technologie die Geschichte der Wahrnehmung unserer abstrusen Wahnvorstellungen ist. Die technischen Möglichkeiten sind da. Wir haben genug Speicherplatz, um nichts, was gesagt, geschrieben, getan wird, zu vergessen. Unsere Bio-Daten werden einsehbar sein, jeder wird wissen, dass er rund um die Uhr beobachtet, vermessen, beurteilt wird und dass alle diese Informationen irgendwann gegen ihn verwendet werden können. Dementsprechend konform wird er sich verhalten. Jede Handlung wird vorhersehbar und monoton sein. Daraus resultiert die Frage: Wofür brauchen wir eigentlich diesen Menschen noch? Und die Antwort wird sein: Wir brauchen ihn eigentlich nicht.

„Ich kann nicht leben ohne Konsum. Er ist ja das Leben.“

Warum machen sich so viele Menschen Sorgen um Brückentage und so wenige über das, was Sie da erzählen?

Da möchte ich widersprechen. Bei meinen Konzerten lasse ich das Publikum oft ein Lied im Chor singen. Es heißt „Wir sind jung und machen uns Sorgen um unsere Zukunft auf dem Arbeitsmarkt“. Da können sich alle drauf einigen. Abgesehen davon schwanke ich ja auch zwischen diesen beiden Extremen: der Reibung, dem Kampf, der Reflexion und dem schönen, leichten Konsum, der ja auch supergeil sein kann. Ich kann nicht leben ohne Konsum. Er ist ja das Leben. Leben ohne Jasegen ist Untergang.

Wann haben Sie zuletzt zu einem Produkt laut Ja gesagt?

Heute morgen zu meiner Altersvorsorge. Ich habe eine Rürup-Rente abgeschlossen. In meinem Wohnzimmer saßen zwei Anlageberater, ein dicker und ein dünner. Das war dann so, als ob mir Jesus die Hand auflegt und sagt: Hab' keine Angst, wir beide gehen zusammen den Weg bis zu deinem Ende. Ich habe beim dickeren unterschrieben. Er war zwanzig Jahre jünger als ich, pausbäckig und kräftig, ich bin sicher, dass er mich überlebt. Ich bin sicher, er lässt mich nicht allein. Im Gegensatz zu Jesus hatte er keine langen Haare und trug schwarze geschlossene Schuhe, die vorne eckig waren.

Sie klingen ironisch.

Ich meine das ganz ernst: Da nimmt mir jemand die Angst, dass ich als arme Sau ende. Im Gegenzug zahle ich mein ganzes Leben lang meine Angst ab und hoffe darauf, dass sich das irgendwie rechnet. Ich bin nicht ironisch. Ironiker sind feige, weil sie immer auf der sicheren Seite sind, in der Kunst ist das problematisch. Ich mag nicht safe sein bei dem, was ich mache.

Ist dieses Angebot der Altersvorsorge nun gut oder schlecht?

Es ist natürlich gut, dass es das gibt, aber auch absurd, eine Art Spiel. Ich meine, da kommen zwei Altersvorsorgemakler zu dir nach Hause, breiten ihren Bauchladen aus und fangen an, deine Ängste in Zahlensysteme, Wahrscheinlichkeiten und Garantiesummen zu übersetzen. Eigentlich sind es Dichter, die konkrete Poesie vortragen. Ich habe ein vages Bild davon bekommen, wie mein Ende aussehen wird, wenn meine Kräfte allmählich wegfallen. Ich glaube, mein Rürup-Modell lohnt sich ab meinem 87. Geburtstag. Dann kann ich einen Piccolo aufmachen und sagen: Peter, hast mal wieder alles richtig gemacht.

In Ihrem Trennungslied heißt es: „Hauptsache wir sitzen am Ende alle im selben Heim, denn ohne all die anderen Getrennten möchten wir nicht alleine sein.“

Ja, jeder trennt sich von jedem, aber keiner hält die Einsamkeit aus. Alle wollen miteinander verbunden sein. Was sind denn die großen Ziele unserer Zeit? Authentizität, Individualität, Selbstverwirklichung, alles Strategien der Abtrennung, alles Angebote, der Realität zu entfliehen. Wir sind alle wahn-sinnig darum bemüht, das richtige Leben zu führen, das ist die grandiose Forderung unserer Zeit. Leider geht es nie um eine gemeinsame, immer nur um eine persönliche Selbstverwirklichung. Am Ende ist der Individualist der perfekte Teilnehmer am Warenkreislauf. Der Totaldepp, der gar nicht mehr existiert.

Haben Sie für sich eine Methode entwickelt, dieser Logik zu entkommen?

Ich befürchte, es ist meine Arbeit. Das erste Lied auf meiner ersten Platte heißt „Lied gegen die Schwerkraft“. Es handelt genau wie meine ganze Arbeit von dem Versuch, sich selbst zu behaupten. Dass man nicht alles nehmen muss, was einem an Brocken vor die Füße geworfen wird.